

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)
Band: 8 (1930-1931)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

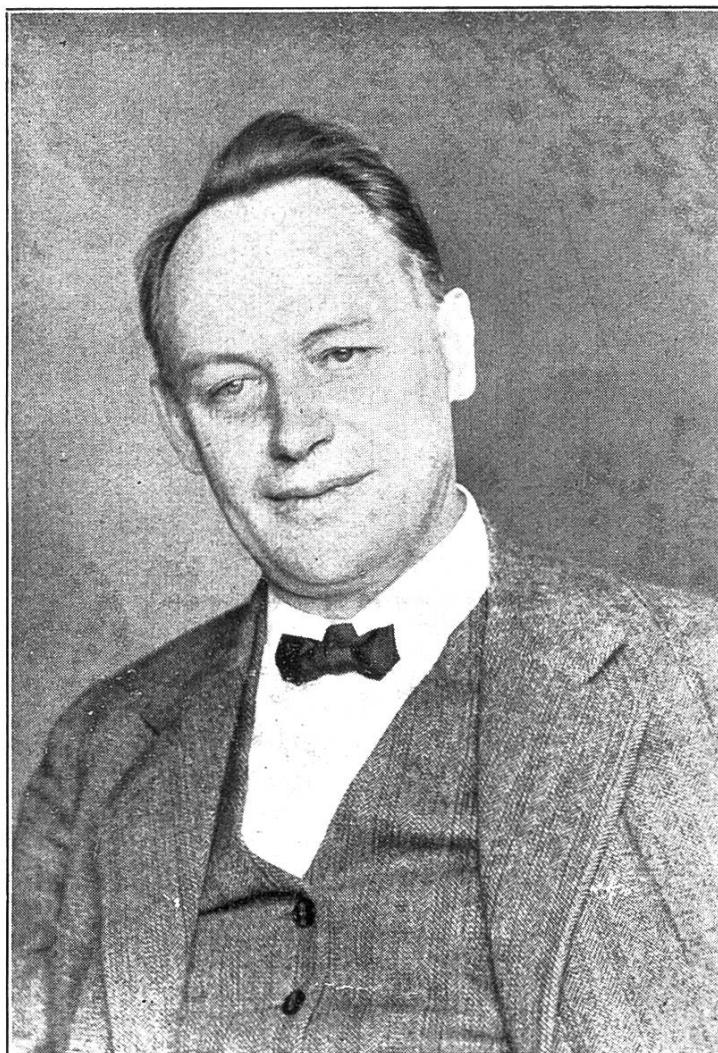
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Phot. T. Allgaier, Koblenz-Paris

Professor Dr. phil. et theol. LUDWIG KÖHLER
Rektor der Universität Zürich (1930—1932)

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

VIII. Jahrgang, Heft 1 — April 1930

Preis der Einzelnummer Fr. —.80. Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans Vonwyl, Zimmer 2, Universität Zürich

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Vom akademischen Senat der Universität Zürich wurde für die Amtsdauer vom 15. März 1930—1932 zum Rektor gewählt Herr Prof. Dr. phil. et theol. Ludwig Köhler. Die Studentenschaft der Universität entbietet dem Gewählten an dieser Stelle zum ersten Mal ein herzlichstes Willkomm!

PROFESSORENIDEAL.

Von Prof. Dr. Ludwig Köhler, Rektor der Universität Zürich.

Ob überhaupt, an welcher Universität und gar in wem verkörpert es den Idealprofessor gibt, das alles mag in der Schwebe bleiben. Aber gewiß ist, daß es ein Professorenideal und zwar einzig eines gibt. Man braucht nur die Lebensläufe einiger Professoren aufmerksam zu durchgehen, so findet man es zwischen den Zeilen. Warum sollten wir es da nicht einmal in die Zeilen stellen, wenn es doch z w i s c h e n ihnen geistert?

Wie alle rechten Universitätsdinge gliedert es sich in drei Teile oder, besser gesagt, drei Seiten. Wir Professoren wollen alle große Gelehrte sein. Von unserm Stoff soviel zu wissen wie die andern und wenn möglich noch ein wenig mehr als sie; diesen Stoff in sachlicher Gliederung in uns zu tragen, so daß kein ungeordnetes Häuflein bleibt; das Werden dieses ganzen Wissensstoffes zu überblicken, so daß jeder Teil an seinem Platz sich zeigt und von da aus sein Aufkommen, sein Eingreifen in

den Gang der Erkenntnis, seine Bedeutung und seine Wirkung auf den Sinn des Ganzen erhellt; und mit diesem Wissensbesitz sachkundig und gestaltend umzugehen wie der Schmied mit seinem Eisen, der Gärtner mit seinen Samen und Pflanzen: dies alles zusammen heißt ja wohl ein Gelehrter sein. Solche Gelehrte zu sein, schwebt uns als Ideal vor. Jeder von uns ist es auch irgendwie, keiner von uns ist es ganz und so, daß er vor der eigenen Sehnsucht Ruhe fände, einige von uns sind es in kleinem, andere sind es in erstaunlichem Maße. Vielleicht muß man zum Gelehrten geboren sein, aber dann ist es eine Sache der Ausdauer, man kann auch sagen der Treue, einer zu werden. Man braucht ein Leben dazu, und je mehr man einer wird, desto weniger weiß man sich als solchen: die Gelehrsamkeit verzehrt ihren eigenen Glanz. Nur Toren sind eitel.

Diese Gelehrsamkeit ist unsere Gebundenheit an die Tradition, an das, was vor uns gewußt und erkannt war, auch an die Irrtümer, die falschen und die tastenden Auffassungen unserer Vorzeit. Diese Gebundenheit ist notwendig, denn die Weltgeschichte fängt mit keinem von uns erst an, selbst dann nicht, wenn sich einer von uns einmal so aufplustert, als täte sie es just mit ihm. Wir sind alle unendlich klein und stehen in einer unendlichen Reihe. Die vor uns da waren, hatten den jungfräulichern Stoff, die größere Not, den glücklicheren Griff. Gelehrsamkeit macht uns demütig.

Unser zweites Professorenideal ist das, ein Lehrer zu sein. Es ist größer. Denn es ist reines Geschenk, angeborene Gabe, Beruf mit all dem Überwältigenden, das dem wahren Beruf anhaftet. Mancher weiß unendlich viel und ist erschrecklich gelehrt, aber doch kein Lehrer. Andere wissen gar nicht viel und sind doch vorzügliche Lehrer. Denn des Gelehrten Teil ist die Vielheit, aber des Lehrers Teil ist die Einheit und die Einfachheit. Gelehrsamkeit ist eine Sache des Kopfes, aber Lehrenkönnen ist eine Sache des Herzens. Ich meine das ganz unsentimental. Studenten gängeln oder sie geistig zwingen, ist nicht lehren. Wo die Universität ist, da ist geistige Freiheit und das Reich des Selbst. Aber lehren kann nur, wer so frei von sich selber ist, daß er die anfängliche Erkenntnis des Hörers in aller Unvollkommenheit und zugleich ohne jeden Dünkel sieht und

dann aus seiner Reife herabsteigt zu den werdenden Geistern und von ihnen aus, mit Schritten, deren sie fähig sind, hinaufsteigt zu den Höhen sichern Wissens. Das ist eine köstliche Wanderung, bei der einem immer neu die Augen aufgehen, bei denen auch gar nicht selten dem Geführten der Weg schneller und weiter hinauf gedeiht als dem Führer, so daß Schüler zu Lehrern, Lehrer aber zu Schülern werden. Nur ein Herz hält das aus, und es freut sich des Geschehnisses. Denn es sucht ja die Wirklichkeit. Daß wir Lehrer sein dürfen, das ist unsere Verbindung mit der Gegenwart, unsere Gabe an unsere Zeit, unser Teil am wirkenden Leben. Lehren ist die reinste Freude.

Unser drittes Ideal ist das, Forscher zu sein. An irgendeinem Punkte die Erkenntnis einen kleinen Schritt weitertragen, einen alten Irrtum ausrotten, eine Ungewißheit wegschaffen, einen Spalt dem Lichte öffnen, etwas finden, das nicht nur für den Augenblick unserer Zeitspanne, sondern darüber hinaus lebt und wahr ist, das ist unser Traum, unser Wunsch, unser leises Hoffen. Auch die Wissenschaft hat Tagesgrößen. Dicke Bücher in vielen Auflagen füllen mit ihrem Geschrei die Hörsäle und die Erörterungen. Über ein Halbjahrhundert, wo sind sie? Auch gefeierte Namen verblassen rasch und Schemen ward, was schallend tönte. Aber mit einem kleinen Fund, mit einer einzigen der vielen Feststellungen, die für das Ganze nötig sind, eingehen in das, was Menschen Unsterblichkeit nennen und was wahrscheinlich nichts ist als eine verlängerte Zeitlichkeit, während Gottes Ewigkeit ohne menschliche Namen sein wird, für ein paar Jahrhunderte zu bleiben, das ist unsere tiefste Sehnsucht. Denn das hieße auch für die Zukunft etwas bedeuten. Forschen macht voll Hoffnung.

Manchmal murren wir im Stillen, daß Erwerben der Gelehrsamkeit und Bemühen des Lehrens unsere Zeit fressen wie Raubtiere. Die Stunden des Forschens sind uns selten gegönnt, und immer reißt es uns wieder aus ihnen los. Vielleicht ist es doch gut so. Denn die Geschichte der menschlichen Erkenntnis zeigt wenig Sonnenkinder, die unter den günstigsten Bedingungen auch Größtes geleistet. Das meiste ist aus Not geboren, dem Zeitmangel abgerungen, erlitten und erkämpft. So soll es wohl also sein.

Und dennoch: nur wer forscht, kann lehren. Denn das Größte, was wir den Studenten geben können, ist dies, daß wir sie hineinreißen in die selige Gemeinschaft derer, die nicht fertig sind, sondern Hunger haben. Nur wer lehrt, ist nicht umsonst gelehrt. Denn menschliche Erkenntnis ist größer als die Spanne menschlichen Einzel Lebens und es heißt die Fackel weitergeben aus alternden Händen in jugendliche Arme. So greifen die drei ineinander: Gelehrsamkeit, Lehren und Forschen. Und nur die wissen, was eine Universität sein soll und wie man sie fördert, die keine Gelehrsamkeit verachten, auch die nicht, deren Tagesnutzen sich nicht nennen läßt, die unter Lehren nicht ein bloßes Schulen für nützliche Berufe verstehen, sondern Tieferes und Würdigeres, und die uns Zeit und Atemraum lassen und schaffen zu freier, zukunftsfroher Forschung.

† **PROF. Dr. WALTHER FELIX. 1860—1930.**

Die Zürcher Studenten beklagen den unerwartet raschen Hinschied eines ihrer besten Lehrer, Professor Dr. Walther Felix, der es verstanden hatte, ihnen das sonst gern als trocken verschrieene Fach der Anatomie mit großer Lebendigkeit zu gestalten. Sein Unterricht zeichnete sich aus durch äußerst beredten und klaren Ausdruck und war besonders eindrucksvoll durch das hervorragende Zeichentalent des Verstorbenen, das es ihm ermöglichte, die oft so verwickelten Bilder und Vorgänge im menschlichen Körper mit klaren Linien und gewählten Farben vor das Auge des Hörers zu zaubern und so dessen Gedächtnis tief einzuprägen. Vorbildlich war seine Art des Examinierens. Nicht etwa, daß er weichherzig über Mängel hinweggesehen hätte; die Sicherheit seiner Prüfung bestand in der nach allen Seiten vertieften, eingehenden Befragung des Kandidaten, welche jeden Zufall ausschloß, und auf der ruhigen, die Eigenart des zu Prüfenden schonenden Weise der Fragestellung. Man wußte bei ihm zum voraus, daß man nur auf Grund geleisteter solider Arbeit bestehen konnte, daß dann aber auch der Erfolg sicher war, und daß kleinere Lücken nicht zum Verhängnis werden konnten. Eine solche Methode setzt eine liebevolle und eingehende Kenntnis seiner Mitmen-

schen voraus, die im Charakter verankert sein muß und nicht nur eine angelernte Fertigkeit darstellt. Diese seine lebhafteste Teilnahme am Schicksal der heranwachsenden Generation und die vertiefte Beschäftigung mit deren Bedürfnissen sichert ihm ein dauerndes dankbares Andenken aller seiner Schüler und Freunde.

P. Vonwiller.

† **PROF. Dr. CONRAD KELLER VON DER E.T.H.**

Als am 24. März die Morgenpost die Nachricht vom plötzlichen Tode des 82jährigen Zoologen Professor Keller brachte, war mancher von uns tief bewegt. Für uns, seine letzten Schüler, ist es nicht leicht, ein klares Bild von seinem über hundertsemestrigen Wirken an unserer Hochschule zu geben. Und doch, wir durften mit unserem Lehrer den Abschluß einer großen Lebensarbeit miterleben.

Conrad Keller hat bis zu seinem 80. Geburtstag als Ordinarius an der E.T.H. in Zürich gelehrt. Er entstammte einer Zeit, da die Philosophie und die Naturwissenschaft im Mittelpunkt des akademischen Denkens standen, der Zeit der darwinistischen Umwälzung in der biologischen Forschung. Als um die Jahrhundertwende von verschiedenen Forschern die Lehre Darwins angegriffen wurde, suchte Keller mit Eifer dieser Strömung entgegenzutreten. Er las während längerer Zeit ein Spezialkolleg über den Darwinismus. Auch in seinem hohen Alter konnte er keinen Widerspruch gegen Darwins und Haeckels Lehren dulden. Ihm fiel es im allgemeinen schwer, sich in die neuere Zeit zu fügen. Das zunehmende Interesse für technische Wissenschaften gegenüber der reinen Naturwissenschaft konnte er nur als Dekadenzerscheinung bezeichnen. Er sagte oft in seinen letzten Vorlesungen, daß in Kunst und Wissenschaft heute manches „faul“ sei, wie er sich mit Vorliebe ausdrückte. Zu manchen neuen Publikationen sagte er: „Meine Herren, dem Inhalte nach ist es als geistiges Blechfabrikat zu bezeichnen.“ Aber gerade diese rücksichtslosen und impulsiven Äußerungen gaben seinen Vorlesungen immer wieder einen gewissen Reiz. Sie machten Prof. Keller zu einem der beliebtesten Dozenten. An Humor und daseinsbejahender Lebensphilosophie hat's ihm

nie gefehlt, obschon er nicht zu denen gehörte (wie er selber schreibt), die am Schlusse ihres Lebens sagen, „Mach's wie die Sonnenuhr, sie zählt die hellen Stunden nur.“ Unser „Mahdi“ (so lautete Prof. Kellers Cerevis) hat aus seinem bewegten, arbeitsreichen Leben lichte und dunkle Stunden zu gleichen Teilen in seinen wohlverdienten, kurzen Ruhestand hinübergetragen. Uns, seinen jüngsten Schülern, hat er stets seine ganze Zuneigung geschenkt, genau wie denen, die vor uns vor seinem Katheder gesessen. Er liebte seine Studenten und er liebte die akademische Freiheit. Wer nicht aus eigenem Antrieb sein Ziel verfolgt, den wirft das Leben selber über Bord.

Prof. Keller hat während seiner langen Wirkungszeit eine Menge wissenschaftlicher Arbeiten veröffentlicht, darunter viele von bleibendem Werte.

Wir behalten ihn, unseren Lehrer, immer in gutem Andenken.
F. v. Grünigen.

ACHTUNG!

ACHTUNG!

DIES ACADEMICUS 1930.

Die Feierlichkeiten für den „Dies academicus“, der wie gewohnt am 29. April stattfindet, werden dieses Jahr schon am Vorabend, also am Montag, den 28. April, beginnen. Der Fackelzug der Gesamtstudentenschaft wird das Fest eröffnen.

F e s t o r d n u n g :

Montag, den 28. April, 20 Uhr: Sammlung aller Studierenden beim Platzspitz zum allgemeinen Fackelzug.

Dienstag, den 29. April, 8,30 Uhr: Sammlung der Verbindungen zum Morgenumzug.

9,45 Uhr: Festakt in der Aula.

Wir hoffen gerne, daß das hohe Rektorat uns auch dieses Jahr das Vorbezugsrecht an 200 Eintrittskarten zum Festakt in der Aula reservieren werde. Diese könnten am 24. und 25. April auf der Kanzlei bezogen werden.

19 Uhr: Bankett in der „Schmiedstube“.

Organisation des Fackelzuges:

Die Marschroute ist folgendermaßen angesetzt (polizeiliche Bewilligung vorbehalten!): Bahnhofstraße, Bürkliplatz, Quai-
brücke, Rämistraße, Universität.

Die Teilnehmer werden dringend ersucht, von allem Anfang an auf die Zugsordnung zu achten: erstes Musikkorps — Fahne der Universität — Studentenschaft des C. V. — zweites Musikkorps — gesamte Wildenschaft — drittes Musikkorps — Studentenschaft der freien Verbindungen.

Marschiert wird in Dreierkolonne. Bei Ankunft vor der Universität mögen die Kommilitonen der Wildenschaft sich rechts und links vom Steinplateau aufstellen, um den Studenten der freien Verbindungen, sowie den werten Kommilitoninnen den Zutritt auf dieses offen zu halten.

Es wäre zu begrüßen, wenn auf dem Marsche nicht jeder sein eigenes Lied singen würde.

Gesprochen wird im Namen der Studentenschaft durch deren Präsidenten, Herrn **Werner Niederer**, iur., und im Namen der Universität durch Herrn Rektor Professor Dr. **L. Köhler**.

Die Fackeln werden nach Schluß der kleinen Feier an der Schönberggasse deponiert, aber nicht zusammenge-
worfen! An alle Teilnehmer ergeht die freundliche Einladung, sich nach der Veranstaltung nach freiem Belieben noch in geselligen Kreisen zusammenzufinden.

Alle Kommilitonen seien nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß es Ehrenpflicht jedes einzelnen Studenten ist, an dieser Huldigung teilzunehmen. Keiner gehe aus, um sich die Sache nur anzusehen, sondern jeder beteilige sich am Marsch der 1500 Studenten. Wer noch nicht im Besitz einer Plakette ist, kann in der Zentralstelle noch solche beziehen.

Mit studentischem Gruß!

Das DIES-Komitee.

KOMMILITONEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE!

Mit dieser Nummer haltet Ihr erstmals den „Zürcher Student“ als offizielles Organ der Studentenschaften beider Hochschulen in Händen. Wir haben den Entschluß zur gemeinsamen Weiterführung des „Zürcher Student“ mit der Studentenschaft der Universität nach reiflicher Abwägung aller Vor- und Nachteile gefaßt. Wir waren und sind der bestimmten Hoffnung, daß damit nicht nur einem in unseren Reihen lange gehegten Wunsche nach einem Verbandsorgan entgegengekommen wird, sondern daß auch die dadurch zu schaffenden mannigfachen Vorteile und Möglichkeiten jeder Art eine solche Zusammenarbeit mehr als wünschenswert erscheinen lassen.

Verschiedene wesentliche Gesichtspunkte dieses Fragenkomplexes werden in dieser Nummer an anderer Stelle gestreift; ich glaube darauf verweisen zu dürfen und möchte meinerseits einige praktische und programmatische Momente, die uns der „Zürcher Student“ bringen kann, beleuchten.

In der Politik, die so sehr über die Interesselosigkeit des jungen Akademikers klagt, wird von rechts und links immer wieder nach Solidarität gerufen. Mit Grund, denn in ihr liegt zum nicht geringen Teil die Stoßkraft einer politischen Partei, aber nicht nur einer solchen, sondern jeder größeren Vereinigung synthetischen Charakters, zum Beispiel einer Studentenschaft. — Solidarität! In diesem Punkt können wir sicher von der in unseren Kreisen oft verschrieenen Politik lernen, denn, geben wir es offen zu, damit haperts bei uns am Poly ganz bedenklich! Ein zu großer Prozentsatz unserer Kommilitonen wandelt die steinige Straße von der Immatrikulation zum Diplom und schert sich dabei den Kuckuck um alles, was die Gesamtheit der Studierenden berührt. Man klagt wohl über bestehende Mißstände, man verkündet manch gut Huggenbergerisches „me sött“, aber dabei bleibt's leider nur zu oft. Gewiß, in unseren Fachvereinen werden die speziellen Interessen der Studierenden der betreffenden Abteilungen erfreulicherweise aufs beste vertreten, aber es gibt darüber hinaus mehr als genug Probleme praktischer und anderer Natur, an deren Lösung die Gesamtheit der Studierenden interessiert ist. Viele werden mir entgegen: Dafür haben wir den Verband, den DC, dafür bezahlen wir

zwanzig Franken! Gut, aber ich behaupte, daß es damit nicht getan sein sollte; was wir noch brauchen, ist der Wille des einzelnen zur Mitarbeit am Ganzen in irgend einer Form, das Bestreben, gemeinsam das zu erreichen, was dem einzelnen schlechterdings unmöglich ist.

Allzugerne möchte ich, daß mein Ruf nach Solidarität nicht nur in den weiten Hallen der E.T.H. hie und da auf fruchtbaren Boden fiele, sondern daß er auch drüben bei den Kommilitonen der Universität von etlichen guten Ohren registriert würde. Viel des Gesagten gilt nicht bloß für uns vom Polytechnikum, es gilt für den Zürcher Studenten, und diesmal für den „leiblichen“, überhaupt. Die Tatsache, daß die Beziehungen zwischen den Exekutiven der beiden Studentenschaften die denkbar besten sind, genügt nicht. Seit langer Zeit hat sich zwischen Uni- und Polystudent in gewissen Beziehungen eine Mauer aufgetürmt, die meiner festen Überzeugung nach zum wesentlichen Teil auf imaginärer Basis ruht. Dieser Zustand ist studentischer Vorurteilslosigkeit unwürdig. Es ist höchste Zeit, daß in diese Mauer bleibende Breschen geschlagen werden. Der „Zürcher Student“ sei unser Widder!

Ja, mit etwelcher Kühnheit und einer blühenden Phantasie ließe sich noch eine dritte Phase akademischer Solidarität denken, die ebenso wünschenswert wie die genannten zwei und wenn möglich noch fruchtbarer wäre; ich meine den so oft gewünschten engeren Kontakt mit der hohen Dozentenschaft. Und wenn sich die Herren Dozenten herbeiließen, wozu wir sie unsererseits hie mit offiziell einladen, auch ihre Auffassung bestimmter Fragen im „Zürcher Student“ auseinander zu setzen, so wäre der „Solidarität“ auch in dieser Richtung ein Türchen geöffnet.

Solidarität! Sie zu festigen und zu fördern, ist auch eine Aufgabe des „Zürcher Student“, und nicht die geringste!

Kommilitonen! Die skizzierten und viele andere Punkte, die Teile unseres Programms bilden, haben nur Aussicht auf Erfolg, wenn wir Euerer Mitarbeit gewiß sind. Ein vortreffliches Werkzeug dazu bieten wir Euch im „Zürcher Student“.

Benützt es zu Diskussionen aller Art und nicht zuletzt zu ehrlicher Kritik an unserer Tätigkeit, denn damit ist uns mehr gedient als mit mißmutigem Schweigen.

Ich glaube im Sinne des Verbandes der Studierenden an der Eidg. Techn. Hochschule zu sprechen, wenn ich zu Beginn der neuen Aera, der der „Zürcher Student“ entgegen geht, der Studentenschaft der Universität Zürich unseren Dank ausspreche für das Vertrauen, das sie uns entgegenbrachte, als sie in großzügiger Weise die Initiative zur gemeinsamen Weiterführung ihres Organs ergriff; eines Organs, das sie während langer Jahre über mannigfaltige Hindernisse und mit großen finanziellen Opfern auf die jetzige Höhe brachte, die eine ausgezeichnete Basis für das gemeinsam fortzuführende Werk darstellt.

Unser Verband hat sich je und je in hohem Maße der Unterstützung und des Entgegenkommens seitens unserer Behörden und der Dozentenschaft erfreut, wir sind uns dessen dankbar bewußt und geben der Hoffnung Raum, daß dieses Wohlwollen auch dem „Zürcher Student“ entgegengebracht werde, was den zu Beginn postulierten Anregungen außerordentlich förderlich wäre.

Möge der „Zürcher Student“ auf der neuen, breiteren Basis blühen und gedeihen im gegebenen Rahmen schweizerischen und zürcherischen Studententums!

Max Eisenring.

DER „ZÜRCHER STUDENT“ AN DER E.T.H.

Was? Wieso?

Warum? Haben wir das nötig?

Warum jetzt auch noch Kampf und Streit in unsere Reihen tragen?

Man verschone uns mit Giftspritzen und lasse uns den Frieden!

Gemach, Kommilitonen, nicht halb so schlimm ist die Sache wie sie scheint! Daß das „Eidgenössisch“ vor dem Namen Hochschule steht, darf kein Grund sein, gegenüber dem „Kantonal“ Mauern aufzurichten. Machen wir uns aber auch keine Illusionen, lassen wir ruhig die Differenzierung gelten

dort, wo sie wirklich eine ist: Eine Hochschule der technischen Wissenschaften auf eidgenössischem Boden organisiert, die in erster Linie der Technik und Wirtschaft des Landes zu dienen hat.

Eine Frage:

Sondert diese Tatsache wirklich unsere Studierenden in wesentlichen Punkten von denjenigen der kantonalen Universitäten ab, gibt es wirklich keine oder wenig Berührungspunkte zwischen Studierenden der technischen und der Geisteswissenschaften? Liegt im Studium dieser verschiedenen Wissenschaften so wenig Gemeinsames, daß es sich nicht lohnen sollte, dieses stärker und intensiver als bisher zu pflegen?

Wenn die Frage bejaht werden müßte, die Tatsache zu Recht bestehen würde, dann wäre das höchst bedenklich.

Und sollte wirklich ein Überkluger und Besserwisser kommen und mir Zug um Zug beweisen, daß es wenig Berührungspunkte, wenig Gemeinsames gebe, daß Uni- und Polystudent etwas Grundverschiedenes seien, das sich nicht unter einen Hut bringen lasse, dann müßte man ihm sagen, es sei höchste Zeit, den „Zürcher Student“ einzuführen, um ihm durch die Tat zu beweisen, daß auch in uns Gemeinsames, uns mit allen Studierenden Verbindendes lebe. Auch unser Leben ist nicht frei von Problemen.

Der Delegierten-Konvent des Verbandes der Studierenden an der E.T.H. war einhellig anderer Auffassung, als er sich für den „Zürcher Student“ entschied. Alle die Wägsten und Einsichtigen der heutigen und sicher auch der Generation von morgen freuen sich darüber.

Auch wir sind Jung-Akademiker und brauchen ein Standesbewußtsein! „Ein Standesbewußtsein, das nicht durch Dünkel und Blasiertheit ersetzt werden kann, ein stolzes erhebendes Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Verbundenheit mit allen Befreiten des Geistes . . . , erfüllt von einem Geistesadel, den weder Geldprotzenthum noch Herkunftsdünkel zu verdunkeln vermögen“, schreibt der „Zürcher Student“.

Und wo es noch nicht vorhanden sein und leben sollte, dieses Standesbewußtsein, da soll der „Zürcher Student“ es wecken und pflegen helfen!

Schon oft, und von berufenen höchsten Stellen, wurde bemerkt, der Student an der E.T.H. zeige wenig Lust an Diskussionen allgemeiner Fragen, an Politik, Öffentlichkeit und Gemeinschaft, Staat und Kultur, er sei zu sehr in technischen und damit auch wirtschaftlichen Aufgaben befangen und vertieft. Diese Erscheinung wirke sich auch später aus, wo verhältnismäßig wenig Polytechniker sich in der Öffentlichkeit, in der Politik betätigen, mit Ausnahme derjenigen der VII. Abteilung vielleicht.

Wie weit das zutrifft lassen wir dahingestellt.

Festzuhalten ist heute nur die eine Tatsache, daß die „Vorlesung“ „Besprechung politischer Tagesfragen“ an der Freifächerabteilung in Form von Diskussionen etwas anderes beweist. Dort wird diskutiert, sogar recht eifrig und über recht viele Dinge: Politische Fragen, solche vom Tage und auch andere auf längere Sicht, Verfassungsfragen, Frauenstimmrecht, die Alkoholfrage, Bauernpolitik, Jesuitenartikel, Rassenhygiene, Kameradschaftsehe, Schul- und Kirchenfragen, kurz, es wird diskutiert, oft sehr fruchtbar und über möglichst alles.

Warum sollte da nicht auch Interesse für die Fragen vorhanden sein, die der „Zürcher Student“ behandelt? Sollte es gar so schrecklich, so gefährlich sein, wenn ein Mutiger die Leuchte — und wenn es auch nur eine bescheidene wäre — zur Hand nimmt und in düstere Ecken und Winkel hinein leuchtet, auch auf die Gefahr hin, daß es peinlich wäre? Solche „Ecken“ gibt es doch in jedem guten Hause, aus lauter Gewohnheit schon! Solange die Anständigkeit mitunterzeichnet, braucht doch niemand die Wahrheit zu scheuen!

Und noch etwas!

Wer begrüßt es lebhafter als wir Polystudenten, endlich einmal eine Möglichkeit zu haben, uns vor einem breitem Forum auszusprechen, auch da unsern Überzeugungsmut, unsere Bekenntnisfreude zu betätigen. Mit Genugtuung und Freude muß es das Herz jedes Ehrlichen erfüllen, nunmehr von dem sprechen zu können, was uns außerhalb der Hörsäle und Laboratorien beschäftigt. Von unserem Studium, unserer Ausbildung, unseren Bildungsmöglichkeiten, was uns befriedigt und was uns fehlt, was wir anders wünschen! Kann ich's Euch deutlich

machen: Was in persönlichen Gesprächen mit Professoren verhallt und Gespräch bleibt, einmal formulieren und allen vorbringen: was wir in unserem Studium entbehren; nach außen im Studienplan, nach innen im Verhältnis von Schüler zu Lehrer. Wie so viele sich nicht mehr mit Wissen, Kennen und Können begnügen, sondern nach Erkennen und Schauen, nach Wahrheit, nach Weltanschauung und starken Persönlichkeiten ein Bedürfnis haben!

Kommt es uns nicht gelegen, auch von Dingen zu lesen und selber schreiben zu können, die über das spezifisch Akademische hinausgehen ins allgemein Menschliche hinein, und unsere Lebenseinstellung in der Richtung, sagen wir einmal des Religiösen, Erotischen oder Geistigen betreffen.

Sprechen wir uns auch aus über Lebensformen, Gemeinschaft und Lebenskreis, in denen wir leben und denken: Verbindung oder wild, schlagend oder gesellig, Verein oder Klub, mit oder ohne Alkohol, mit Gesang oder ohne, schöngeistig oder Sport, vaterländisch oder mit einer anders gefärbten Visitenkarte! Nicht allem brauchst Du zuzujubeln! — Wenn alle diese Probleme und noch viel andere uns zu einer Auseinandersetzung zwingen, unsern geistigen Horizont weiten, uns Lebensnähe bringen, mit einem Wort, uns möglichst viele Lebenserscheinungen eindringlich bewußt machen, dann hat der „Zürcher Student“ auch in dieser Richtung uns Wertvolles gebracht.

Wenn aber einer kommt und verkündet: Wir Polytechniker müssen studieren; unsere Welt ist eine andere, in reale Größen und in Formeln faßbare. In Technik und Wirtschaft erfassen und gestalten wir die Wirklichkeit, die bare reine Realität, dann will ich ihm sagen, daß es dazu nicht geistlose Techniker braucht. Auch in der Wissenschaft und Technik braucht es künstlerische Intuition und schöpferisches Gestaltungsvermögen, und die werden ebensosehr oder mehr wie im Hörsaal durch eine Lebenseinstellung gefördert.

Sollte ein ganz Kluger uns dennoch beweisen, daß das geistige Niveau der Jünger der Geisteswissenschaften für uns Techniker zu hoch sei, so will ich ihm nicht widersprechen. Auch nicht ein Quintlein Neid wird sich in mir regen, ob der

geistigen Akrobatik, die uns vorgemacht wird und vor der die Unschuld bekennt: Da geh' ich nicht mehr mit!

Man geht doch zuweilen recht gern einmal in den Zirkus!

Noch einen Umstand möchte ich festhalten: Der „Zürcher Student“ wird auch unsern Behörden und Dozenten zugestellt werden. Was bedeutet das? — Kontakt mit der Studentenschaft, mit der jungen Generation! Das muß sicher für beide Teile wertvoll sein! Erst recht, wenn auch die verehrten Lehrer die Gelegenheit zu einer Aussprache benutzen würden!

Wenn in dieser Richtung neue Wege angebahnt werden könnten, dann hätte sich der „Zürcher Student“ denkbar größte Verdienste erworben.

Mir will scheinen, diese wenigen Gesichtspunkte, die für den „Zürcher Student“ an der E.T.H. sprechen, müßten alle Nachteile und möglichen Mißverständnisse und Mißstimmigkeiten, die etwa entstehen könnten, reichlich überwiegen. Wenn jugendlicher Übereifer auch gelegentlich mit übersetzten Forderungen und scharfer Kritik übers Ziel hinausschießt, so wollen wir das ruhig mit in Kauf nehmen! So ist die Jugend! Bewegung, Handeln, Tat bedeutet Leben, ist auf jeden Fall wertvoller als Muckertum und Interesselosigkeit ohne Willen zu innerer Gestaltung und Aufbau!

Wenn meine Gedanken zwei Vorurteile beseitigt haben und drei Artikelschreiber aus dem Busch klopfen, so freut mich der „Zürcher Student“ noch mehr! W. Daepf, agr.

STUDENTEN BEIDER HOCHSCHULEN!

Wißt Ihr, wem Ihr den erweiterten „Zürcher Student“ verdankt? — Niemand anderm als Euern Inserenten! Macht Euch darum eine Ehrensache daraus, die im „Zürcher Student“ inserierenden Firmen nach Kräften zu bevorzugen!

WAS SCHERT UNS DER FREISINN?

Im vergangenen November erlebten wir es mit Staunen, daß ein halbes Tausend Schweizerstudenten der Einladung eines Komitees freisinnig-demokratischer Akademiker nach Zürich zu einer Tagung und Aussprache folgte. — „Lieb Vaterland, magst noch eine Zeitlang ruhig sein“, werden sich ein paar freisinnige Politiker und deren Trabanten, die Zeitungsman-
nen, bei diesem Anblick gesagt haben.

Kommentare dazu wurden viele vom Stapel gelassen; uns Studenten, die wir der Sache das Ansehen gaben, hat man im allgemeinen bei Abfassung derselben nicht erst um unsere Meinung gefragt. Es gab sogar Zeitungen, die ziemlich genau das Gegenteil von dem zu berichten wußten, was die Studenten an jener Tagung an Wünschen und Forderungen vorbrachten.

Das soll uns heute nicht dazu verleiten, nochmals einen Wunschzettel auszufüllen und zu publizieren. Wer damals hören wollte, der hatte Ohren zu hören. Das genügt uns. Wir haben im November 1929 ziemlich energisch auf den Busch geklopft und gehofft, daß man drinnen zum mindesten aufwachen würde. Wenn es nicht geschehen ist, lag der Fehler nicht etwa an mangelnder Deutlichkeit unserer Demonstration.

Seither schläft man wieder, schläft den Schlaf der Selbstzufriedenen und Genügsamen, die nur dann selbst schlafend ein feines Ohr haben und schleunigst die Federn von sich schütteln, wenn man von irgend einer Seite in ihr Besitztum eindringen will. Solche Störungen kommen gewöhnlich alle Wahlperioden einmal vor; wer begreift nicht den Unwillen, der sich deutlich macht, wenn die vermaledeiten Studenten sich anmaßen, auch zwischendrein einmal etwas Lärm vor der Bude zu machen?

Studenten sind nicht Selbstproduzenten in Naturwolle. Sie lassen sich nicht gerne von irgendeinem Wauwau in eine Hürde jagen. Entweder gehen sie freiwillig hinein, vorausgesetzt, daß es ihnen so paßt, oder sie bleiben überhaupt draußen und amüsieren sich ein bißchen über die Umzäunung hinweg an den drinnen geübten Schermethoden.

Diese Anzüglichkeit gilt nun nicht dem Freisinn speziell, sie geht an die Adresse aller politischen Parteien, die glauben, auch uns mit Leimruten, Ködern oder potemkinschen Kulissen-

künsten fangen zu können; dem Freisinn gälte sie erst dann, wenn er sich vermessen wollte, es jenen gleichzutun, die . . . also hüte man sich, wenn man uns die Laune nicht ganz verderben will!

„Studentenlaunen!“ werden sich gewisse Herren Verwaltungsräte, Sterne erster Größe am eidgenössisch politischen Drahtzieherhimmel, wegwerfend sagen. „Studentenlaunen! Werden sich von selbst verbessern, wenn sie mal näher an unsern Futtertrog herankommen, die jungen Heißsporne, und auch ihre Nase mal gerne 'reinstecken möchten!“ —

Bitte recht sehr, meine Herren, täuschen Sie sich nicht! Oder besser: täuschen Sie sich nicht länger! Lassen Sie sich nicht mehr länger täuschen! Täuschen Sie sich auf keinen Fall nochmals so lange, wie Sie schon in Ihrer Selbstzufriedenheit geschlafen haben, denn es könnte Ihnen übelbekommen und Ihren Aspirationen — wir wollen von uns aus die politischen und geschäftlichen lieber nicht trennen — dazu!

Nur ruhig bleiben, meine Herren, solange auch wir noch ruhig sind! Es läßt sich viel besser reden miteinander, wenn der Herr im Klubfauteuil das ostentative Stirnrunzeln im Angesichte der bescheidenen Gegenpartei, die voller Friedfertigkeit und Verständigungswillen zu ihm gekommen ist, unterläßt.

Wollen Sie also die Freundlichkeit haben, meine Herren Bundes-, National-, Stadt- und andern Räte und alle, die es werden wollen, uns nochmals ruhig zuzuhören, was wir Ihnen in Ihre empfindlichen Ohren flüstern möchten:

Wir sind Studenten, Schweizerbürger, volljährig und stimmberechtigt, dazu ein paar Tausend an der Zahl, und kein Mensch garantiert Ihnen, daß wir nicht über ein paar Jährchen selbst an Ihrer Stelle, in Ihren Sesseln sitzen. (Auch uns könnte mit der Zeit ein ganz haltbares Sitzleder wachsen!)

Wir sind voll jungen Mutes und sehen mit ungetrübten Augen die neue Welt vor uns aufziehen. Nur ruhig bleiben, meine Herren Räte usw.! Wir sehen auch die Gefahren der neuen Zeit, vielleicht sehen wir sie sogar früher als Sie, sehen sie, bevor sie in nächste Nähe gerückt sind. Nein, bitte, meine Herren, es ist doch keine Schande, im Alter kurzsichtig gewor-

den zu sein! Vielleicht geht es uns . . . aber jetzt sehen wir, wie gesagt, eben noch mit gesunden, weitblickenden Augen.

Wir vermessen uns ja auch gar nicht, Sie deshalb zu tadeln, oder Rechenschaft von Ihnen zu fordern; wir wollen Sie nur ganz respektvollst auf die mit dieser neuen Zeit am Himmel aufziehenden Sturmzeichen aufmerksam machen, bevor die Blitze rings um ihre grauen Häupter zucken und ein Erdbeben Sie aus den Klubsesseln schwingt. Das ist unsere Pflicht, die Pflicht der um ihre Väter besorgten Söhne!

Söhne? Gewiß, meine Herren! Wir bitten recht vielmal um Entschuldigung, wenn wir es unterlassen haben, Ihnen gegenüber unsere Verwandtschaft früher zu legitimieren: Ihre Söhne sind wir, sofern es wahr ist, daß Sie das gemeinsame Wohl des Vaterlandes über alles stellen, wenn es wahr ist, daß Sie für Freiheit und Fortschritt, für die Rechte des braven Mannes im ganzen Lande kämpfen, wenn es wahr ist, daß Sie jeden Umsturz und jeden Klassenkampf ablehnen, weil diese des Volkes beste Kulturgüter der Vernichtung preisgeben, kurz: Ihre Söhne sind wir, Blut von Ihrem Blute, Ihre Schildträger und Ihre Hoffnung, wenn Sie das alles — Hand aufs Herz! — bejahen und uns beweisen können, daß es nichts als ekliges Gerede ist, Sie bekümmerten sich nur alle Wahlperioden . . . nein, wir können das nicht glauben, von I h n e n nicht, weil sich dann ja die Söhne ihrer Väter schämen und sie verleugnen müßten.

Haben wir jetzt ein Recht darauf, noch deutlicher zu werden? Dürfen wir Ihnen jetzt verraten, daß wir für Sie mit schwersten Sorgen erfüllt sind? Jawohl, für Sie! Uns selbst brauchte ja nicht bange zu sein, denn wir sind jung und widerstandsfähig. Wir sind auch stark und mutig, wenn es sein muß . . ., gegen Ihren Willen je sein sollte. Felonie unsern Vätern gegenüber soll man uns aber nicht nachsagen können. Sie haben die Treue nicht als Monopol für sich behalten, auch das Recht der frischfreien Rede nicht.

Also bitte: Haben Sie nicht schon darüber nachgedacht, warum Ihr Einfluß im Lande herum immer kleiner wird? Haben Sie nicht schon gesehen, wie Wahlperiode für Wahlperiode die Phalanx um Sie herum zusammenschmilzt und immer mehr der schönen Positionen von Ihren Gegnern eingenommen werden?

Haben Sie nicht schon vermutet, daß es vielleicht ein klein wenig an Ihnen liegen, fehlen, daß Ihre Sorglosigkeit, Ihre Unnahbarkeit, Ihre Selbstherrlichkeit von der Geschichte verantwortlich gemacht werden könnte für den unerhörten Niedergang des schweizerischen Freisinns?

Bitte, machen Sie nicht die Zeit dafür verantwortlich oder den Arbeiter und den Bauern! Zeit, Arbeiter und Bauern waren für Sie, denn alle drei streben vorwärts mit den langen Schritten des Fortschritts. Weder die Zeit noch der Bauer und der Arbeiter sind Ihrer Prosperität feindlich gesinnt, sobald Sie sich nur dazu verstehen können, in diesen die Bundesgenossen zu sehen, denen man unter die Arme greifen muß, damit auch sie nicht über goldene Barrikaden straucheln.

Wir Studenten sind die Kinder der Zeit und achten Arbeiter und Bauern als unsere Schicksalsbrüder. Wir wissen genau, daß sie alle von der gleichen glühenden Vaterlandsliebe erfüllt sein werden, wie wir — Ihre Söhne! — schon Ihrer ungeachtet oder trotz Ihnen sind, vom Tage an, da wir beide — Sie und wir — den Mann im Arbeitskittel nicht mehr als Ausbeutungsobjekt, sondern als unseresgleichen betrachten und uns nie mehr schämen, seine schwielige Hand zu drücken, die unser Glück aufbauen hilft.

Wir wissen es: es würde Ihnen schmeicheln, die Studenten für sich zu haben, mehr noch, seit wir unsere Blutsverwandtschaft mit Ihnen offen anerkannt haben. Wollen Sie uns aber ernsthaft mit Ihren eigenen Wünschen und Hoffnungen verbinden, so lassen Sie uns nicht mehr nur in gnädiger Herablassung an Ihrem gedeckten Tisch als Gäste sitzen, sondern verkehren Sie mit uns und unsern Brüdern, den bodenständigen, gutgesinnten, auch vaterlandsliebenden schweizerischen Arbeitern und Bauern auf gleich und gleich.

Wie Sie das machen müssen, brauchen wir Ihrer Einsicht und Ihrer Erfahrung nicht zu sagen. Wagen Sie es nur ruhig; es wird Ihnen gelingen, und nicht schwieriger als es war, Ihre Fabrik, Ihre Aktiengesellschaft, Ihre Bank, Ihren Interessenverband auf die Höhe zu bringen, wird es für Sie werden, die Bauern, Arbeiter und Jungakademiker auf gut eidgenössischem Boden zu versammeln.

Gehen Sie den ersten Schritt, machen Sie die erste noble Geste, und wir werden in Scharen bei Ihnen sein, werden unsere Brüder mitbringen und Ihre verlassenen Räume wieder heimelig füllen!

Warten Sie nicht länger, denn schon allzulange stehen die Schwächern von uns am Scheidewege zwischen dem Wegweiser des Blutes, des Gewissens und demjenigen, der ins revolutionäre Lager des Hungerkünstler- und Sklavenheeres führt.

Wissen Sie nun, was uns der Freisinn schert? E. R.

MANGEL AN SOZIALÖKONOMISCHEN VORLESUNGEN?

Kommilitone Kramer hat in der vorletzten Nummer des „Zürcher Studenten“ auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Hauptvorlesungen für Nationalökonomie in vermehrtem Maße durch Spezialvorlesungen zu ergänzen. Die Erkenntnis, daß ein gründliches Eindringen gerade in bedeutsame Strömungen der Gegenwart im Rahmen einer allgemein gehaltenen Vorlesung nicht möglich ist, ist zweifellos richtig. Aus noch darzulegenden Gründen möchte ich dennoch gegen einen vermehrten Vorlesungsbetrieb Stellung nehmen.

Ich habe mich oft mit „ältern Semestern“ über den Wert von Vorlesungen unterhalten. Das Urteil der meisten geht in den häufigsten Fällen dahin, daß sie eigentlich zu viel Vorlesungen gehört hätten, und daß sie bei intensivem Studium zu Hause oder in der Bibliothek schneller zum Ziel gekommen wären. Ich glaube, daß darin ein Körnlein Wahrheit ist, und daß man sogar beim Anhören berühmter Dozenten zur gleichen Ansicht kommen kann. Man könnte ja wirklich die Zahl der Vorlesungsstunden auf das Doppelte erhöhen; Stoff wäre immer vorhanden oder man würde ihn einfach in Grenzgebieten holen. Die Vorlesung soll aber doch in erster Linie systematisch in die Hauptprobleme einer Wissenschaft einführen; der Studierende verlangt nicht viele Details, die oft mehr verwirren als belehren und ihm die Übersicht über den Stoff erschweren. Die gleiche Feststellung läßt sich auch bei einer Vergleichung der sozial-ökonomischen Lehrbücher machen. Das Lehrbuch von

Gustav Cassel, eines Gelehrten schwedischer Zunge, hat heute unter den deutschen Studenten eine weit stärkere Verbreitung gefunden als irgend eines der vielen deutschen Lehrbücher, nicht weil es das beste ist, sondern weil es eine kurze und klare Darstellung der Kernprobleme enthält und sich nicht ungebührlich weitschweifig mit Grenzgebieten beschäftigt.

Sollen nun aber die oft recht interessanten speziellen Probleme vernachlässigt werden? Durchaus nicht; aber dieser Stoff darf nicht in viele Spezialvorlesungen aufgeteilt werden; er gehört in die Übungen. Zudem möchte ich darauf aufmerksam machen, daß wir in Zürich, verglichen mit andern Universitäten, schon eine recht weitgehende Spezialisierung haben. Ich erinnere nur an die Aufteilung der praktischen Sozialökonomik. Daß die Aufteilung auf diesem Gebiet vorteilhaft ist, ist mir in Deutschland beim Anhören einer vierstündigen Vorlesung über praktische Sozialökonomie deutlich zum Bewußtsein gekommen. Man muß sich dort mit einer solchen Vorlesung, die eigentlich die Probleme nur mit Stichworten streift, begnügen, weil man den Juristen keine längere Vorlesung zumuten darf!

Wir haben also bei uns schon eine starke Aufteilung in Spezialvorlesungen. Ich glaube nun aber, daß in dieser Hinsicht das Optimum bald erreicht sein könnte, und daß eine zu starke Sättigung mit Vorlesungen sich im Sinne des Gesetzes der abnehmenden Reizempfindung auswirken könnte. In erster Linie sollte da geholfen werden, wo wirklich Mangel besteht, nämlich an seminaristischen Übungen. Als Muster für einen vorbildlichen Seminarbetrieb möchte ich hier das Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel nennen. Im letzten Semester wurden dort zum Beispiel zehn sozialökonomische Vorlesungen abgehalten, daneben aber 16 Übungen (6 für Anfänger, 7 für Fortgeschrittene, 3 für Doktoranden). Daß gerade Übungen für Anfänger weit förderlicher sind als eine zweiseitige Testatsammlung pro Semester, ist wohl klar. Zahlreiche Übungen, besonders für Anfänger, werden in Form des Kolloquiums geführt, wobei zweierlei erreicht werden kann: eine Repetition des Vorlesungsstoffes und eine Einführung in die speziellen Probleme. Da viele Übungen abgehalten werden, beträgt die Teilnehmerzahl höchstens zwanzig Personen pro

Seminar. Sie soll auch nicht mehr betragen, sonst ist die erwünschte Aussprache und Mitarbeit der Teilnehmer nicht möglich.

Zudem hat bei diesem System der Dozent die Möglichkeit, eine Auswahl von wenigen Problemen während des Semesters zu behandeln, so daß nicht viele Spezialvorlesungen nötig sind.

Wenn ich hier das Beispiel von Kiel gebracht habe, so bin ich mir wohlbewußt, daß vieles, was in Kiel besteht, heute in Zürich nicht durchführbar wäre. Wir haben weniger Geld, weniger Dozenten. Wir können uns auch nicht den Luxus leisten, Seminarübungen in Räumen abzuhalten, die mehr an Sitzungszimmer erstklassiger Hotels als an Hörsäle erinnern; aber die Lehrmethode ist gewiß auch für uns lehrreich und hat entschieden etwas für sich.

Emil Huber, oec.

DIE SINNLOSE TECHNIK.

„Die heutige technische Praxis ist als abgesprengtes Bruchstück vom Wesen der Schöpfung sinnlos.“

Diese Behauptung ist unlängst in den Hallen einer unserer Hochschulen von einem gelehrten Herrn aufgestellt worden, ohne daß sich bisher ein Widerspruch dagegen erhoben hätte.

Heute, wo sich Polytechniker und Akademiker anschicken, eine gewisse Arbeits- und Ideengemeinschaft einzugehen, ist es durchaus notwendig, daß Selbstüberhebung und Geringschätzung anderer, wo diese unausrottbaren Kräutchen in phantasiebegabten Köpfen allzu üppig zu wuchern sich anschicken, rechtzeitig in den unfruchtbaren Erdwinkel zurückgedrängt werden, der ihnen zukommt.

Es ist bekannt genug, daß vielfach unter Akademikern die Auffassung herrscht, alles, was nicht wissenschaftlich erwiesen und erhärtet werden könne, sei, nach dem Stande der heutigen Erkenntnis beurteilt, sinnlos. Sinn hat demnach nur, was den strengen Regeln der Denkgesetze entspricht und ihnen standhält.

Trennen wir die oben angeführte ungeheuerliche Behauptung und stellen wir die erste Frage an die ernsthaft nach wissenschaftlicher Methode Denkenden: Ist die technische Praxis wirklich sinnlos?

Manch einer wird nicht ganz zu Unrecht einfach antworten: Das ist eine sinnlose Frage! Wer so antwortet, möge aber bedenken, daß sinnlose Behauptungen nie auf so einfache Weise erledigt werden dürfen, denn diese gehorchen einer eigenen Logik, einer solchen, die mit dem wissenschaftlichen Begriff derselben nicht viel gemeinsam hat.

Sinnlosen Behauptungen begegnet man am besten mit Elementarunterricht. Dieser bewegt sich oft in den Formen eines Frage- und Antwortspiels.

Woraus ist die heutige, weltbeherrschende technische Praxis entstanden? — Aus den erprobten Theorien der technischen Erkenntnis.

Worauf fußt diese technische Erkenntnis? — Auf den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschungen aus den Gebieten der Physik, der Chemie, der Mineralogie, der Mathematik, der Astronomie, der Arzneikunde.

Werden die letztgenannten Wissenschaften zu den exakten gerechnet? — Sie werden auf der ganzen Welt als solche anerkannt und nicht einmal von den — Philosophen bestritten!

Kann also die technische Praxis eine sinnlose, das heißt nach unwissenschaftlichen Methoden arbeitende, genannt werden? — Gewiß nicht; sie muß im Gegenteil als die nutzbringendste Verwirklichung wissenschaftlicher Denkarbeit und Erkenntnis betrachtet und entsprechend hochgeschätzt werden.

Ist demnach der technische Praktiker geringer einzuschätzen als der Akademiker, der sich darauf beschränkt, den angewandten Wissenschaften neue, wertvolle Erkenntnisse zu liefern?

Darauf gibt es nur eine treffende Antwort: Das Tun der Akademiker wäre ein sinnloses zu nennen, wenn nicht der Techniker sich dauernd und erfolgreich bemühte, die Ergebnisse der akademischen Denkarbeit für die Menschheit nutzbringend zu verwerten. Verargen darf man es ihm nicht, wenn er nur das verwertet, was sich wirklich verwerten läßt, dagegen leichten Herzens darauf verzichtet, philosophische Axiome patentieren zu lassen und Fabriken zu deren serienweisen Herstellung zu errichten.

Den Techniker läßt es ziemlich kalt, ob die Welt, in der er

sich bewegt, nur ein Schein und eine Täuschung sei, solange er damit rechnen muß, daß beim geringsten ihm unterlaufenden Rechenfehler seine Brücken einstürzen, seine chemischen Laboratorien explodieren, seine Maschinen Menschenleben vernichten.

Den Philosophen blieb es vorbehalten, einen Teil der Welt für sinnlos, einen andern aber für weise nach dem Plane einer Schöpfung geordnet zu erklären. Sie waren es, die die tiefe Kluft zwischen „Gut und Böse“ entdeckten, während der Techniker nur ewige Naturgesetze als Grundlage seines Schaffens anerkennt und weiß, daß deren genaue Beachtung ihm Nutzen und Segen, ihre Verkennung aber Unheil bringt.

Die Selbstüberhebung gewisser philosophisch angehauchter Akademiker fiel damit von selbst in ein Nichts zusammen, wenn nicht noch die andere Hälfte der eingangs angeführten Behauptung durch Beweis ad absurdum geführt werden müßte:

Ist die technische Praxis ein abgesprengtes Bruchstück vom Wesen der Schöpfung? — Irgendwo in einem Buche, das viele Philosophen als Grundlage ihres Denkens anerkennen, steht ungefähr folgendes geschrieben: „Gott schuf die Welt mit allem, was darin ist. Und er sah, daß gut war, was er geschaffen hatte.“ — Und ein anderer, wiederum von vielen seinesgleichen anerkannter Philosoph, behauptete: „Diese bestehende Welt ist die beste aller möglichen Welten.“ — Noch ein anderer behauptete, der Zweck des Lebens sei, die Summe der gefundenen Erkenntnis aufs bestmögliche zur Ehre der Schöpfung zu verwerten.

Obenstehend haben wir nachgewiesen, daß die technische Praxis nichts anderes ist, als die in der Materie mögliche Verwirklichung der wissenschaftlichen Erkenntnis.

Wenn nun die ganze Weltschöpfung einen Sinn hat und dieser Sinn durch die wissenschaftliche Erkenntnis seinen erhabensten Ausdruck findet, so ist die Technik ihrerseits nichts anderes als die Krönung des tätigen und erkennenden Schöpfungsgeistes.

Es ist daher ein müßiges Beginnen, den Akademiker dem Techniker überordnen zu wollen, arbeiten sie doch beide gemeinsam an der Verherrlichung des tiefsten Sinnes aller tel-

lurischen und kosmischen Kräfte. Die technische Praxis aber für sinnlos und als abgesprengtes Bruchstück vom Wesen der Schöpfung zu erklären, ist eine Schmähung der über uns allen waltenden Gesetze, wie sie krasser nicht ausgestoßen werden könnte.

Milderungsgrund gibt es da auch nur einen: Verständnislosigkeit. Wo diese obwaltete, wurde noch nie durch Zusammenarbeit Ersprißliches geleistet. Wer für das Schaffen anderer nichts übrig hat als Geringschätzung, der verlange seinerseits auch von niemandem Anerkennung seiner eigenen Gedankengänge, ziehe sich in den Fuchsbau seiner Verständnislosigkeit zurück und betrachte die Welt durch die Brille seines Eigendünkels: damit wird ihm selbst und der ganzen wissenschaftlich tätigen Menschheit am meisten gedient sein. H. St.

DIE SPORTLICHE BEDEUTUNG DES FECHTENS.

Zu einer Zeit, da sämtliche Bevölkerungsklassen und selbst der Staat die ungeheure Wichtigkeit sportlicher Betätigung als Mittel zur Verbesserung der Volksgesundheit erkannt haben, scheint es am Platze zu sein, auf die Bedeutung einer Sportsart hinzuweisen, die zwar den meisten Studenten von alters her vertraut, deren innerer Wert aber noch bei weitem nicht genügend erkannt worden ist.

Es handelt sich um das Fechten. Manchen wird ein gelinder Schauer überlaufen, wenn er nur das Wort hört. Unwillkürlich sieht er blutige Messuren, denkt an Duelle auf Leben und Tod, an Todschat und Gefängnis. Daneben gehauen! Das sind gleichsam nur die Auswüchse, mit denen der Fechtssport an und für sich so wenig zu tun hat, wie etwa das Schwingen und Ringen mit einer blutigen Rauferei.

Das Fechten darf heute, im Zeitalter der internationalen Turniere, an denen sich selbst Damen mit großem Erfolg beteiligen, als eine absolut friedliche Sportsart betrachtet werden, die den Wertvergleich mit jedem andern Sport sehr wohl aushält und für sich eine Reihe prominenter Vorteile in Anspruch nehmen kann.

Drei Ziele verfolgt der moderne Fechtssport: Körperliche

Ertüchtigung, Erziehung zur höchsten Konzentration aller Geisteskräfte, und Willensschulung. Diese Ziele werden stufenweise erreicht und sind unter sich so eng verbunden, daß man keines ohne das andere erlangen kann, — beim Fechten natürlich!

Man kann sich kaum eine harmonischere Ausbildung des Körpers denken, als sie durch das Fechten erreicht wird. Jede einzelne Muskelgruppe wird in diesem friedlichen Zweikampf aufs höchste beansprucht und folgedessen auch ausgebildet. Der ganze Körper, von den Füßen bis zum Kopfe, muß bis zur letzten Faser gespannt sein, wenn man den, übrigens absolut gefahrlosen (da Kopf, Brust und Arme durch zuverlässige „Panzerungen“ geschützt sind) Hieben seines Gegners entgehen und dessen Kraft und Mut selbst niederzwingen will. Nicht für den Bruchteil einer Sekunde darf man sich in diesem blitzenden Reigen gehen lassen, mit dem Blick eines Adlers muß man den Körper seines Gegners zu umfassen verstehen, die kleinste Blöße entdecken, die er sich gibt, der kaum gebotenen Gelegenheit auch schon mit Blitzesschnelle den wuchtigen Hieb des Armes folgen lassen, oder mit der gleichen Gedankenschärfe aus Mienen und Haltung des Gegners dessen Absichten erraten können, und ihm schon die entsprechende Parade servieren, ehe er den beabsichtigten Schlag auch nur zur Hälfte ausgeführt hat.

Wer das einmal auch nur eine halbe Stunde probiert hat, wird entzückt sein über die prachtvollen Möglichkeiten, hier seine Gewandtheit, seine Kraft, seine Auffassungs- und Kombinationsgabe aufs schönste zu entwickeln. Selbstverständlich wird diese harmonische Vollkommenheit im Erfassen und in der Abwehr einer unvorhergesehenen Situation nicht innert weniger Stunden erreicht; es braucht lange, lange Übung dazu, aber die Freude, das Interesse und die Hingabe wird von Stunde zu Stunde steigen und selten hat einer, der je im Fechtsaal den Säbel zur Hand genommen, diesen ohne ein Gefühl der Freude wieder weggelegt.

Kräftige Blutzirkulation, gesteigerter Stoffwechsel, gesunder Tiefschlaf und ein mähliches Schwinden aller Zeichen der Nervosität, dieses Grundübels unserer Zeit, sind die unmittel-

baren Folgen des systematisch betriebenen Fechtens. Tadellose Körperhaltung, heitere Lebensfreude und hochgespannte Energie in allen Handlungen des täglichen Lebens werden die sekundären Begleiterscheinungen dieser Sportsbetätigung sein, die nicht, wie die meisten andern Sportsarten, auf lärmende Höchstleistung geht und den ihm ergebenden jungen Menschen leicht zu gesundheitsruinierenden Übertreibungen verleitet; wer fechtet, braucht nicht zu sorgen, daß er sich irgendwie überanstrengt; seine Muskeln werden alle miteinander allmählich so rechtschaffen müde, daß er gar nicht fragen muß, ob die Grenze seiner momentanen Leistungsfähigkeit erreicht sei. Überschreiten wird er sie nicht. Dafür sorgt Mutter Natur in diesem Falle schon selbst.

Geringe finanzielle Kosten, geringer Zeitverlust — haben wir ja im Universitätsgebäude selber einen luftigen Fechtsaal! — die Möglichkeit, das Fechten zu jeder Jahreszeit gleichmäßig ausüben zu können, der ritterliche Geist, der alle „Fechtbrüder“ beseelt und der jeden Neugekommenen herzlichst willkommen heißt, und endlich die Aussicht, diesem schönen Sport bis ins Greisenalter fast unverwüstliche Körperkräfte abgewinnen zu können, sollten jeden Studenten veranlassen können, einmal den Gang in den Fechtsaal zu wagen und sich die Sache zum mindesten einmal anzusehen: das Interesse wird durch nichts besser geweckt, als durch den Augenschein!

DER KOLONIEFRANKEN — TENNISPLÄTZE AUF DEM MILCHBUCK.

Wer wollte ihn auch nicht bezahlen — den Koloniefranken? Mit großmütiger Geste legen wir ihn auf den Opfertisch im Rechberg — und lassen die Linke nicht sehen, was die Rechte tut. Wir, die wir schon alles Angenehme und Unangenehme, das eine Kolonie dem Studenten bietet, miterlebt haben, wir steuern gerne zu unserer Arbeit auch noch diesen Franken.

Und wem es noch nicht vergönnt war, bei der segensreichen Arbeit mitzuhelfen, der schiebt den einen Franken doch sicherlich mit doppeltem Nachdruck auf dem Schalterbrett hinein,

ins Schatzamt unserer Alma Mater, das diese unzähligen Fränk-
lein mit erstaunlicher Fertigkeit verschwinden läßt.

Gewiß, ginge es nur um diesen einen Franken, hätte sich
das Kolonieamt nicht so ausführlich zu beschäftigen brauchen
mit Gesetzbüchern, Referendum, usw., und die Propaganda-
schrift, die übereifrige und besorgte Seelen auf Kosten ehemali-
ger Kolonisten drucken ließen — Hals über Kopf —, wäre auch
unnötig gewesen. Aber es machte für jeden dieser bezahlenden
Kolonisten ja nur ein Fränklein . . . Und Fränklein haben wir ja
zum ver; bezahl' ich's nicht selbst, so ist's der alte Herr . . . ,
oder sonst wer . . . ; aber bezahlt wird's.

Nun aber ist unsere Studentenschaft auf geradezu raffi-
nierte Weise organisiert. Ämter und Ämtlein ohne Zahl — ein
Bureau reiht sich ans andere, und wir werden, wenn's so weiter
geht, zu unserer Bureaukratie im Schweizerlande noch eine
a k a d e m i s c h e hinzugebären.

Ämter und Ämtlein wären ja vielfach an und für sich ganz
gut, aber eben, bald jedes Ämtlein will anfangs Semester
auch sein Fränklein haben vom Studenten der Universität Zü-
rich, und trotz der famosen Organisation der Studentenschaft
durch sich selbst ist die Gesamtheit nicht in jedem Falle im-
stande, ein Veto einzulegen. So wird denn mit den Jahren ein
ansehnliches Häufchen von Fränklein in diese verschiedenen
Ämter fließen, und dort wieder verausgabt für Briefpapier, Ku-
verts, Druckereikosten usw., und wir Studenten, ich meine da-
mit die große Masse, wir müssen einfach bezahlen. Um Einzel-
heiten sollen wir uns gar nicht bekümmern, nur ruhig alles den
Präsidenten, den großen und kleinen Räten überlassen.

Wir sind ja in genügend vielen Wassern gewaschen, und
wenn uns auch die unnötig hohe Summe des Semesterbeitrages
im ersten Moment vor den Kopf stößt, im nächsten können wir's
ganz gut vor der „Instanz“ Gewissen verantworten, und diese
Instanz findet auch ohne weiteres eine Erklärung, wenn ein
besonders geriebener alter Herr sich für einzelne Posten in dem
nun 23 Franken betragenden Semesterbeitrag interessiert. Wir
sind doch bereit, alles einzusetzen für unsere glänzende Orga-
nisation!? —

Vergünstigungskommission! Man muß doch fast zu Tränen

gerührt werden, wenn das schöne Wort einem nur ins Ohr klingt. Und was für Vergünstigungen sie zustande bringt — wahrhaftig, nächsten Sommer wird die ganze akademische Bürgerschaft sich tummeln auf den Tennisplätzen auf dem Milchbuck. — Abonnements kosten nur 20 Franken, geradezu ein lächerlicher Preis im Verhältnis zu dem, was geboten wird.

Aber du, gute Vergünstigungskommission, weißt du denn auch, wie vielen Studenten es gänzlich unmöglich ist, auch nur diese 20 Franken zu erübrigen? — Und dann hast du vergessen, was das alles kostet, was noch Drum-und-Dran hängt? Denn jeder wird sich sagen, wenn ich schon spiele, dann *comme il faut*.

Es gibt wohl viele Studenten, die diese Gelegenheit benutzen, damit sie nicht wie bisher das hohe Platzgeld zu bezahlen brauchen und die werden sich ins Fäustchen lachen; sie waren ja schon letztes Jahr, schon früher in der Lage, auf gemieteten Plätzen Tennis zu spielen, und wer sollte nicht zugreifen, wenn's noch billiger zu haben ist? Habe Dank dafür, Vergünstigungskommission! Aber eben die andern! — die sowieso nichts haben, die gehen wieder leer aus, obschon es ihnen vielleicht auch nicht an der nötigen Eleganz fehlen würde, und wenn — eben darum, weil das Leben sie schon härter angefaßt hat, als die andern Herrchen. Sie könnten wohl alle bersten vor Neid, wenn nicht dieser und jener von ihnen irgend ein verstecktes, erhaltendes Ideal sorgfältig pflegte, das ihm über das Zurückgesetztwerden hinweghelfen würde. Ja, Vergünstigungskommission, sieh zuerst darauf, wem du helfen willst, und dann wie, und nicht nur blindlings Vergünstigungen schaffen, von denen die, die würdig wären, solche zu erhalten, keinen, aber auch gar keinen Vorteil haben.

Ein ähnliches Verslein wäre auch zu singen über die Abmachungen, die die Kommission mit der zürcherischen Theaterdirektion getroffen hat, und ein Klagelied über die Behandlung, die sich die Statisten am Schauspielhaus gefallen lassen müssen, und der unsere Kommilitonen von der Vergünstigungskommission ohnmächtig gegenüber stehen, usw. Aber ich weiß auch, daß es leichter ist zu kritisieren, als selbst mitzuarbeiten.
ergo . . .

E. J.

ZEHN WINKE FÜR UNSERE MITARBEITER!

1. Betrachte das Artikelschreiben als Vergnügen und nicht als Mittel zu anderen Vergnügen. Zeilenschinderei ist ein gemeines Handwerk!

2. Schreib Deine Artikel nicht im gleichen Tone wie Deine Liebesbriefe. Der Redaktor ist ein guter Teufel. Er weiß Diskretion zu wahren und publiziert keine Privatangelegenheiten!

3. Versuche nie, witzig zu sein: der Versuch allein genügt nicht, er kann Dich höchstens lächerlich machen!

4. Originell sein, heißt eigene Ideen — haben und nicht fremde Witzblätter, die Du zufällig im Lesesaal zu sehen bekamst, übersetzen oder gar abschreiben. Überlaß das den Berufsjournalisten!

5. Wenn der Redaktor Deinen Artikel zurücksendet, so zürne ihm nicht . . . Er tut es meistens in Deinem eigenen Interesse!

6. Laß Dich nicht entmutigen, wenn Dein Artikel wieder zurückkommt. Suche vielmehr den Redaktor in friedlichen Absichten persönlich auf. Vielleicht wird dann Dein nächster Artikel angenommen!

7. Wenn es Dir einmal passieren sollte, eine Idee zu haben, so mach' es Dir bequem: geh' in Dein Kämmerlein, lege Dich in Deiner ganzen Länge auf den Rücken und laß, bevor Du zu schreiben beginnst, Deine Idee erst einmal ordentlich in Deinen Gehirnzellen heimisch werden. Kommt sie Dir dann beim Schreiben auch gar zu mager und dürftig vor, so suche einen intelligenteren Freund auf und laß ihn über Deine Idee plaudern. Er wird es viel besser können als Du! Merke Dir seine goldenen Worte und bring' sie gelegentlich zu Papier. Wenn Du diese Methode bis zu Deinem fünfzigsten Geburtstag betrieben haben wirst, mag Dir das Unglück passieren, keine intelligenten Freunde mehr zu haben . . . Darum sei vorsichtig!

8. Lese unser Organ mit dem gleichen Interesse, auch wenn es keinen Beitrag von Dir enthält. Findest Du die Nummer

ohne Deinen Beitrag, den wir alle sehr vermissen, etwas mager, so sättige Dich am Inseratenteil!

9. Suche Deine Themata nicht in der Luft —, sondern schau, wo Dich Dein eigener Schuh drückt.

10. Achte jedes Mannes Tochter, Deine Zeitschrift aber liebe!
H. W. Schlatter.

DIE KRISIS DER UNIVERSITÄT.

(Ein Beitrag zur Diskussion.)

Die Frage der Universitätskrisis soll man nicht aufrollen, ohne zu bedenken, daß sie letzten Endes nur einen Teilabschnitt darstelle in der Krisis des heutigen Lebens überhaupt. Alles kriselt heute. In Schule und Erziehung, in der Ehe, im Glauben, überall sucht man neue Wege. Und vielleicht ist auch die Krisis der Universität nur eines der äußeren Zeichen dafür, daß die heutige Organisation der Gesellschaft nicht mehr zeitgemäß ist. Denn daran ist festzuhalten: Die Frage der Universität ist — neben ihrer rein geistigen Seite — auch ein organisatorisches Problem. Mit Unrecht betrachtet man oft diese organisatorischen Fragen als nebensächlich. Das Gedeihen irgend eines menschlichen Verbandes hängt zu vielleicht fünfzig Prozent von seinem organisatorischen Aufbau ab, man kann auch sagen: von seiner rechtlichen Gliederung.

Rechtlich hat die Universität, wenigstens bei uns, so ziemlich die gleiche Stellung wie irgend eine andere Abteilung der Staatsverwaltung. Sie ist vollständig in den staatlichen Verwaltungsapparat eingegliedert und mit ihm verwachsen. Der Staat übernimmt nicht nur die finanzielle Dotierung, es sind auch seine Behörden, welche weitgehend in die akademischen Angelegenheiten eingreifen. So stellt zum Beispiel der Erziehungsrat die Promotionsordnung auf und das Reglement über die Organisation der Studentenschaft. Die Statuten für die Studierenden und Auditoren, wie auch das Aufnahmereglement, bedürfen außer der Genehmigung des Erziehungsrates noch derjenigen des Regierungsrates. Die Dozenten werden von der staatlichen Exekutive gewählt usw. Das mag sich alles histo-

risch erklären und war vielleicht zur Zeit des Polizeistaates auch die richtige Form der akademischen Verwaltung. Heute ist es ein Unfug. Die richtige Form der Verwaltung der akademischen Angelegenheiten kann heute nur sein diejenige der Selbstverwaltung, einer Selbstverwaltung, die getragen wird von allen Beteiligten, das heißt von den Dozenten und Studierenden.

Es hat natürlich keinen Sinn, hier Details zu geben darüber, wie die rechtliche Struktur der künftigen Universität zu denken ist. Nur zwei Dinge dürfen bei einer Neuregelung nicht übersehen werden: Möglichst weitgehende Freiheit von der staatlichen Verwaltung und möglichst weitgehendes Mitspracherecht der Studierenden.

Zum ersten Punkt wäre zu sagen, daß gerade die Aufstellung von Lehr- und Studienplänen, die Feststellung der Aufnahme- und Promotionsbedingungen Angelegenheiten sind, die nur die Universität angehen sollten. Nur die Universität kann wissen was ihr frommt. Damit soll selbstverständlich nicht die Kritik und Mitarbeit der öffentlichen Meinung ausgeschaltet werden. Im Gegenteil, es ist sehr wichtig, daß sich auch die Öffentlichkeit um die Angelegenheiten der Universität bekümmert. Aber das darf nicht zu einer vollständigen Herrschaft der staatlichen Verwaltung über die Akademie führen. Man muß der Akademie auch Vertrauen entgegenbringen; sonst ziehe man die Konsequenz und hebe sie auf.

Zur zweiten Forderung wäre beizufügen, daß eine Universität, die wirklich um der Studierenden willen besteht, nicht darum herumkommen kann, diese Studierenden auch zur eigenen Verwaltung herbeizuziehen. Niemand ist an den Angelegenheiten der Universität mehr interessiert als die Studentenschaft. Und sie wäre befähigt zur Mitarbeit. Sie setzt sich ja zusammen aus lauter „reifen“ Menschen. (Was hat schließlich die Matura für einen Sinn, wenn nicht den der Reife zur Besorgung der eigenen Angelegenheiten?) Man darf der Studentenschaft nicht die geistige Armut zutrauen, daß sie ihren Einfluß — der ja nicht einmal der einzige Faktor wäre — im Sinne etwa einer allzu starken Erleichterung der Prüfungsbedingung

geltend machen würde. Das Gegenteil dürfte eher stimmen; wir Studenten wollen es gar nicht so leicht haben. Wir ziehen eine Universität vor, die hohe Anforderungen stellt und deren Examina im Leben auch etwas gelten.

Materiell ist zum Lehrplan heute schon folgendes zu sagen: Er ist — wenigstens für verschiedene Fakultäten — stark überlastet. Es kommt von Zeit zu Zeit eine neue Vorlesung hinzu, — möglichst alle Vorlesungen sollte man gehört haben —, und in etwas längeren Abständen werden auch neue Prüfungsfächer eingeführt. So weit ist die Sache ganz in Ordnung. Die Universität muß auf der Höhe der Zeit bleiben. Aber . . ., nun kommt das große Aber: Man vergißt bei diesen Gelegenheiten, daß die Studenten eben nur Menschen sind. Sie haben nicht unbegrenzte Fähigkeiten. Die Folge ist die *Überlastung*. *Qui trop embrasse, mal étreint!* Der Überblick geht verloren. Man kann die großen Linien nicht mehr erkennen, weil man gerade genug zu tun hat, den Vorlesungen zu folgen, ohne daß man doch in der Lage wäre, sie auch so zu verarbeiten, wie es nötig wäre. Hier liegt auch einer der Gründe dafür, daß die Vorlesungen so häufig geschwänzt werden. Ein großer Teil der Studentenschaft begnügt sich für manche Vorlesung mit dem Testat, die Universität auch. So sind beide zufrieden. Der Student hat die nötigen Studienaussweise fürs Examen, die Universität glaubt, eine gute Frequenz aufzuweisen. Wer das nicht mitmacht, wird entweder überlastet, oder er muß sich bei der Anmeldung zum Examen sagen lassen, er habe ja nicht einmal alle diejenigen Vorlesungen besucht, die für eine umfassende Bildung notwendig seien. In dieser Überlastung erkennen wir auch die Ursache dafür, daß verhältnismäßig so wenig Vorlesungen anderer Fakultäten als der eigenen besucht — nicht bloß testiert — werden. Diese Überanspannung ist zu guter Letzt auch dafür verantwortlich zu machen, daß der Student von heute nicht mehr in der Lage ist, aktiven Anteil zu nehmen am Geschehen seiner Zeit.

Aber alle diese Übelstände können nicht behoben werden, solange man der Studentenschaft nicht ein effektives *Mit-spracherecht* gibt. Bis heute hat man einfach über die Köpfe der Studenten hinweg regiert. In der Diskussion über

die Frage der Universität wird oft die Akademie des Mittelalters als Vorbild hingestellt. Gerade in ihrem organisatorischen Aufbau könnte sie uns Vorbild sein. Denn nicht nur die einheitliche Grundidee aller Wissenschaften, die Gottesidee, war die große tragende Kraft der mittelalterlichen Universität, sondern vor allem auch ihr vollständiger Aufbau auf denjenigen Kreisen, auf die sie am notwendigsten angewiesen ist, die Lehrer- und Schülerschaft. Darum konnte sich, frei von allem äußeren Zwange, eine hohe geistige Blüte mächtig entwickeln.

Fritz Egg, jur.

AUSTRIA

III. Sorte, Austria=Khedive, Memphis

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

Universität Zürich.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) zum Doktor beider Rechte: Herr Arnold L o c h e r, von Hasle, Bern (Dissertation: Die Hausdurchsuchung insbesondere nach den schweizerischen Strafprozeßordnungen); Herr Rudolf C a n n e r, von Zürich (Dissertation: Die Abtretung des Gesellschaftsanteiles bei der G.m.b.H., Rechtsvergleichende Darstellung); Herr Oskar B e e r, von Uetikon a. S. (Dissertation: Der rechtliche Schutz des Zeitungsinhaltes. Teildruck: Der staatsrechtliche Schutz des Zeitungsinhaltes);

b) zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Robert O t t i n g e r, von Urnäsch (Dissertation: Die geldtheoretischen Ideen an den internationalen Wirtschafts- und Finanzkonferenzen von Brüssel 1920 und Genua 1922); Herr Rudolf R e i n a c h e r, von Oberhelfenschwil, St. Gallen (Dissertation: Die Unterstützungsinstitutionen im schweizerischen Gewerkschaftsbund und in den ihm angeschlossenen Verbänden).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Werner L o c h e r, von Zürich (Dissertation: Scherbenkobalt und Nerversen. Vergleichend histologische Untersuchungen ihrer Wirkung auf die Wurzelhaut des Menschen und des Hundes); Herr Jean C l e r c, von Neuenburg (Dissertation: A propos de l'oléothorax. Etude bactériologique et expérimentale du goménol); Herr Hans G r e t e n e r, von Cham (Dissertation: Über einen Fall von Paragangliom der Nebenniere bei von Recklinghausenscher Krankheit (Neurofibromatose) und tuberöser Sklerose (Gliose) im Kleinhirn).

An der philosophischen Fakultät II haben promoviert: Herr Arnold F a n c k, von Frankenthal, Rheinpfalz (Dissertation: Die bruchlose Deformation von Fossilien durch tektonischen Druck und ihr Einfluß auf die

Bestimmung der Arten. Beobachtet und bearbeitet an den Pelecypoden der St. Galler Meeresmolasse); Herr Josef A. Kälin, aus Einsiedeln (Dissertation: Über den Brustschulterapparat der Krokodile).

Todesfälle.

Am 13. März 1930 verunglückte auf einer Skitour stud. phil. I Walter Tauber von Zürich.

Kleiner Studentenrat.

Präsident des KStR. für das Sommersemester 1930:

Werner Niederer, cand. iur., Scheuchzerstraße 77, Tel. H. 07.74.

Mitglieder des KStR.:

Werner Niederer, iur., Scheuchzerstraße 77,

Strehler Hedwig, phil. I, Rüslikon,

Nägeli Eduard, iur., Scheuchzerstraße 19,

Wolfensberger Christoph, med., Rüslikon,

Bürgi Kuno, med., Wilfriedstraße 15.

Semesterbericht über das Wintersemester 1929/30 an der E.T.H.

Liebe Kommilitonen!

Das hinter uns liegende Wintersemester war auch für den Verband ein Abschnitt positiver Arbeit; wenn auch keine umwälzenden Fragen abgeklärt und unter Dach gebracht wurden, so bedeutete doch die Arbeit des DC Fortschritt.

Gleich zu Beginn des Semesters erhielten wir die Trauerkunde vom Hinschiede des um unsere Schule wie um die schweizerische Industrie gleich hoch verdienten Herrn Oberst Dr. h. c. Gustave Naville. Wir sprechen den trauernden Hinterlassenen auch an dieser Stelle unser herzliches Beileid aus.

Im November nahm der Vorstand die Organisation des Vertriebs der Broschüre „Ephémère“ zu Gunsten des Sanatorium Universitaire an die Hand. Mit dem Erlös wird im Sanatorium eine neue Radioanlage erstellt werden. Der Erfolg des Verkaufes an der E.T.H. war ein recht guter, es konnten 527 Exemplare abgesetzt werden.

Zu eingehenderen Diskussionen führte die Frage der Finanzierung der Arbeitskolonien. Nachdem die Generalversammlung des Verbandes Schweizerischer Studentenschaften in Freiburg die Bedürfnisfrage abgeklärt und bejaht hatte, blieb die pièce de résistance die Finanzierung. Die G.V. des V.S.S. schlug den Studentenschaften einen festen Beitrag von Fr. 1.— pro Semester und Studierenden vor. Der D.C. stimmte der Finanzierung prinzipiell zu, allerdings unter Vorbehalt einer gleichartigen Beteiligung der übrigen Hochschulen. Die definitive Höhe des Beitrages wird Gegenstand späterer Verhandlungen sein.

Wir können auch von einem sehr erfreulichen Vertragsabschluß mit der Studentenschaft der Universität berichten. Mit Beginn des nächsten Sommersemesters wird der „Zürcher Student“, bisher das Organ der Studentenschaft der Universität, gemeinsam von beiden Studentenschaften herausgegeben und somit auch jedem Studierenden unserer Hochschule allmonatlich gratis zugestellt werden. Durch die verdoppelte Auflage wurde es möglich, mit einer leistungsfähigen Verlagsfirma einen Vertrag abzuschließen, der es uns gestattet, mit einem minimalen Semesterbeitrag auf die Neuerung einzugehen. Es liegt nahe, in diesem neuen Organ eine Konkurrenzierung der Hochschulzeitung zu erblicken. Mit Recht wird betont, wie wichtig die Hochschulzeitung als ein Organ sei, das alles Gemeinsame unserer schweizerischen Hochschulen nach außen vertrete und zu fördern

suche. Zu bemerken ist aber, daß die Hochschulzeitung vor allem ein Organ der Hochschulen, der Studentenorganisationen und im besonderen ein Nachrichtenblatt des V.S.S. ist. — Der „Zürcher Student“ dagegen ist das Organ der Studenten, worin die Atmosphäre des jungen Akademikers, der Geist studentischen Lebens, Denkens und Fühlens ungehemmt zum Ausdruck kommen soll. Beide Organe werden sich auf ihre Weise in denkbar glücklichster Art ergänzen.

Wir sind in der Lage, noch über ein weiteres Werk zu berichten, das unsere Studierenden lebhaft interessieren wird. Dank den umsichtigen Bemühungen von Herrn Schulratspräsident Prof. Dr. Rohn konnte das geplante Studentenheim so weit gefördert werden, daß es möglich sein wird, den Betrieb noch dieses Jahr aufzunehmen. Durch die Sympathie und das Wohlwollen vieler hochherziger Gönner aus Kreisen der Banken, des Handels, der Industrie und der Gesellschaft ehemaliger Polytechniker sind über eine halbe Million Franken zusammengelegt worden. Der Genossenschaft Studentenheim an der E.T.H. ist es dazu gelungen, durch einen sehr günstigen Vertrag vom Bunde das polygraphische Institut zu mieten. Mit dem Umbau dieses Institutes an der Clausiusstraße ist bereits begonnen worden. Neben der Mensa mit 300 und dem Restaurant mit 200 Gedecken sind im ersten Stock verschiedene Lese- und Schreibsäle und Sitzungszimmer, im 2. und 3. Stock 20—30 Studentenzimmer, im Souterrain eine Turnhalle und Bäder vorgesehen. — In den Reihen der Studierenden kommt Genugtuung und Freude zum Ausdruck, daß die Verwirklichung dieses Werkes, das der studierenden Jugend eine wesentliche finanzielle Erleichterung und ein „Heim“ bringen soll, so bald Tatsache werden wird. Heute schon spricht der Verband im Namen der Studierenden allen Gönnern, dem Vorstände der Genossenschaft Studentenheim an der E.T.H. und vor allem deren verdienten Präsidenten, Herrn Schulratspräsident Prof. Dr. Rohn, an dieser Stelle den verbindlichsten Dank aus für ihr Wohlwollen und ihre umsichtige Arbeit in unserem Interesse.

Bereits der letzte Semesterbericht hat kurz erwähnt, daß das Jahr 1930 uns das 75jährige Jubiläum des Bestehens der Eidg. Techn. Hochschule und das E.T.H.-Fest bringen wird. Diese beiden festlichen Anlässe in Verbindung mit der Eröffnung des Studentenheims sind auf Donnerstag, Freitag und Samstag, 6., 7. und 8. November 1930, angesetzt. Schon sind die ersten Komitees für die Organisation, den Empfang und den Fackelzug zum Teil bestimmt, um die ersten Vorarbeiten möglichst frühzeitig an die Hand zu nehmen. Durch intensive Mitarbeit aller Beteiligten hoffen wir im Verein mit den Behörden das Fest recht freudig und erfolgreich zu gestalten.

Über die weitere Arbeit des Verbandes in den verschiedenen Gebieten geben die Kommissionsberichte Aufschluß.

An Stipendien wurden im Wintersemester 1929/30 ausbezahlt Fr. 570.—, an Darlehen Fr. 600.—.

Der Vorstand wurde auch im verflossenen Semester von Fachvereinen und Verbindungen zu verschiedenen geselligen Anlässen eingeladen, wofür den Veranstaltern nochmals herzlich gedankt sei.

Zum Schlusse möchte ich es nicht unterlassen, allen denjenigen, die in unserer Organisation mitgearbeitet haben, den Delegierten und Kommissionsmitgliedern und vor allem meinen Mitarbeitern im Vorstand meinen wärmsten Dank auszusprechen. Das Vertrauen, das mir entgegengebracht wurde, stempelte die Zusammenarbeit zu einer freudigen und erfolgreichen und brachte mir aus dem Kreise der Kommilitonen wertvolle Kameradschaft und Freundschaft.

Der abtretende Präsident: sig. W. Daepf, cand. ing. agr.

Verband der Studierenden an der E.T.H.

Für das Sommer-Semester 1930 sind gewählt:

1. DC - Vorstand.

Präsident: Max Eisenring, stud. math., Scheuchzerstraße 77, L. 34.35.

Quästor: Nils Svensson, stud. ing., Bahnhofstraße 5, S. 41.85.

Aktuar: Hirsbrunner, stud. nat.

1. Beisitzer: Werner Daepf, cand. ing. agr.

2. Beisitzer: Alice Müller, stud. pharm.

2. Kommissionen.

a) Akademische Sport-Kommission: Perrochet, Brönnimann.

b) Vergnügungs-Kommission beider Hochschulen: Fasnacht, Schneider.

c) Bibliothek-Kommission: Hoffmann,

d) Filmstelle: Alb. Wegmann,

e) Lesezimmer: Gauthier.

f) Krankenkassen-Kommission: Orney.

g) Zimmer-Vermittlungsstelle: Hirsbrunner.

h) Der Vertreter des Verbandes der Studierenden an der E.T.H. in den Vorstand der Genossenschaft Studentenheim an der E.T.H. wird zu Beginn des Sommersemesters gewählt. Momentan amtiert noch: Willy Probst, cand. pharm.

i) Präsident des Organisationskomitees für das E.T.H.-Fest: Angst, cand. arch.

Präsident des Empfangskomitees: Gauthier.

Studentenbibliothek.

Wir erinnern die Kommilitonen unserer beiden Hochschulen daran, daß in der Zentralbibliothek eine Bibliothek fast ausschließlich belletristischer Bücher existiert, die nur immatrikulierten Studierenden und Auditoren mit Überstunden zugänglich ist. Die Bestände werden aus den Mitteln der Studentenschaften fortlaufend durch alle wertvollen Neuerscheinungen in deutscher, französischer, italienischer und auch englischer Sprache ergänzt. Jeden Monat kommen durchschnittlich 30 Werke allerjüngster, meist recht teurer Literatur hinzu. Wir geben dafür im Semester fast tausend Franken aus. Unsere Bibliothek zählt heute etwa 2500 Bände.

Die Bezugsbedingungen sind gleich denen für wissenschaftliche Werke; Ausleihdauer ein Monat. Der Katalog befindet sich im Katalogsaal der Zentralbibliothek an der Fensterfront. Dort ist auch ein Wunschheft angebracht, in das wir alle verlangten Bücher einzutragen bitten, die der Katalog nicht enthält. Weitere Wunschhefte liegen auf im Arbeitsraum der E.T.H. und im Lesesaal der Universität. Wünsche allgemeiner Art, Anregungen, loyal redigierte Kritik sind zuhanden der Bibliothekskommission, die sich aus je zwei Vertretern der beiden Studentenschaften zusammensetzt, an den D.C. der E.T.H., Hauptgebäude, bzw. an den K.St.R. der Universität, Zimmer 2, erbeten.

Es gibt in der Stadt Zürich keine Bibliothek, die ihren Lesern belletristische Neuerscheinungen so rasch, so billig und so mühelos zur Verfügung stellt.
Die Bibliothekskommission.

Neuanschaffungen bis 22. März 1930.

Aldanow,	Die Teufelsbrücke.
Anastasi,	La seconda giovinezza.
Asch, N.,	Liebe in Chartres.
Asch, Sch.,	Warschau.
Bächtiger,	Der böse Blick. Novellen.

Balasc,	Unmögliche Menschen.
Barbey,	Le cœur gros.
Buenzod,	C. F. Ramuz.
Chenevière,	Les messagers inutiles.
Chesterton,	Der unsterbliche Mensch.
Dwinger,	Die Armee hinter Stacheldraht.
Elster,	Das Amtsrichterhaus am Fjord.
Forst de Battaglia,	Prozeß der Diktatur.
Gogarten,	Glaube und Wirklichkeit.
Gogarten,	Die Schuld der Kirche gegen die Welt.
Goldschmidt,	Die dritte Eroberung Amerikas.
Goetz, B.,	Neuer Adel.
Goetz, W.,	Muspilli.
Gumbel,	„Verräter verfallen der Feme.“
Haug,	Arnold Ott.
Hofer,	Meine Geschichte und die meiner Gäste.
Kémeri,	Der Kerker von Budapest.
Knittel,	Der blaue Basalt.
Lepori,	Le canzoni del Fauno.
Looser, G.,	Josuas Hingabe.
Mann, H.,	Sie sind jung.
Masarey,	Meerfahrt.
Morgenstern,	Auswahl.
Neumann,	Der Patriot.
Patocchi,	L'Atalena.
Plivier,	Des Kaisers Kulis.
Reinhart, J.,	Pestalozzi.
Rolland,	Beethovens Meisterjahre.
Scholz,	Der Weg nach Ilok.
Sieburg,	Gott in Frankreich.
Savary,	Le secret de Joachim Ascalles.
Traz,	Le dépaysement oriental.
Weck, R.,	Jeunesse de quelques-uns.
Weck, R.,	Le roi Théodore.
Wieser, G.,	Friedrich Gogarten.
Wirz, O.,	Gewalten eines Toren.
Der Krieg, das erste Volksbuch vom großen Krieg.	

Zentralstelle.

Die Zentralstelle der Universität, Zimmer 2, liefert an sämtliche Studierende beider Hochschulen alle Lehr- und belletristischen Bücher, Instrumente, Schreibmaschinen, Mikroskope, Labormäntel, etc., zu vorteilhaftesten Preisen.

Öffnungszeiten: täglich 9—13 Uhr, sowie Dienstag und Donnerstag 14—17 Uhr. — Theaterbons-Ausgabe 11½—13 Uhr.

IN EIGENER SACHE.

Auch Du

gehst etwa in den Lesesaal und interessierst Dich für die dort aufgehängten Zeitungen und Zeitschriften. Schon oft hast Du in der einen oder anderen Zeitschrift gute Artikel, schöne, künstlerische Bilder entdeckt, die Du gerne behalten möchtest. Manchmal ist es Dir — z. B. über die Ferien — auch nicht möglich, die Zeitschriften zu lesen, die Du bevorzugst. Und wenn Du sie auch noch gelesen hast, wie lange geht es, bis Du ihren

Inhalt im Trubel all der geistigen Nahrung vergessen hast, die Dir täglich geboten wird? Da möchtest Du wohl gerne die eine oder andere Zeitschrift selbst abonnieren. Leider stehen auch Dir nicht unbeschränkte Mittel zur Verfügung.

W a r u m

solltest Du deshalb einen legalen Weg nicht beschreiten, der es Dir ermöglicht — trotz Deiner Finanzlage — solche Periodica in Deinen Besitz zu bringen? Ein solcher Weg ist gefunden! Die Zeitschriften des Lesesaals werden nämlich im Unterabonnement abgegeben und zwar wirklich spottbillig, wirklich zu Studentenpreisen. Auch einzelne Nummern sind erhältlich, sofern die betreffende Zeitschrift nicht unterabonniert ist.

F ü r e i n e n P a p p e n s t i e l

wird es Dir in Zukunft möglich sein, Deine literarischen Bedürfnisse — soweit sie durch Zeitschriften gedeckt werden können — zu befriedigen und Dir für alle Zukunft eine wertvolle Materialiensammlung zu verschaffen. Zeitschriften über Kunst, Literatur, Politik, Volkswirtschaft, solche in deutscher, französischer, englischer, italienischer Sprache, sie alle sind erhältlich. Im Lesesaal und in den Seminarien sind Anschläge, wann man die Zeitschriften abonnieren und beziehen kann. Im Lesesaal findet sich außerdem ein Verzeichnis aller Zeitschriften des Lesesaals.

Willst Du Dir die Gelegenheit zu einem, sozusagen geschenkten, Unterabonnement entgehen lassen oder willst Du warten, bis ein anderer Dir diejenige Zeitschrift vor der Nase weggeschnappt hat, die Du gerne hättest?

F. E.

Buchbesprechung.

Der Sport in der Karikatur, von Karl Böckli. (Nebelspalter-Verlag, Rorschach.) — Ein humoristisch-satyrisches Werk von Qualität, das bestbejubelte und -bewunderte ausländische Humorbücher in den Schatten stellt — und zwar sowohl durch Schmiß und Kühnheit des Figürlichen, als auch durch die Schlagkraft der typischen und wohlklingend abgetönten Farben. Den träf zu den Bildern passenden Versen verleiht das wirkungsvolle Einstreuen von spezifisch schweizerischen Ausdrücken (besonders im Reim) eine überaus kecke Note. Verblüffend ist die Fülle von wirklichem lachendem Witz und Spottgeist, der einem aus Bild und Vers entgegensprüht und auch kultivierten Betrachtern nicht verleidet, noch sie langweilt. H.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Redaktionelle Zuschriften sind an die Redaktion des „Zürcher Student“, Zimmer 2, Universität, zu richten.

Auch im neuen Semester zählen wir auf die rege Mitarbeit sämtlicher Kommilitonen.

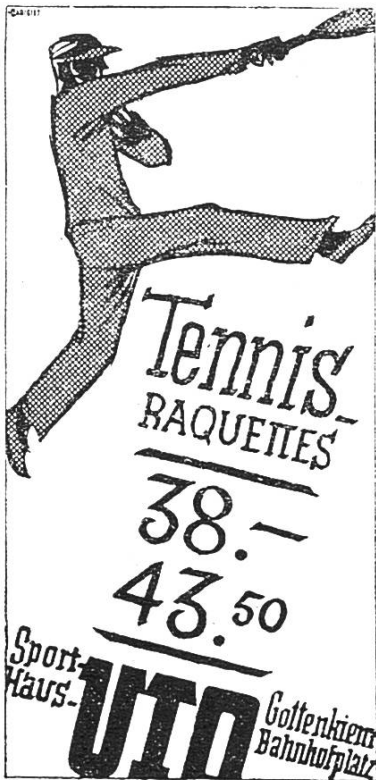
Redaktionsschluß für das nächste Heft: 30. April 1930.

EGLISANA

Für Herren und Knaben

1a. Qualitäten, billigste Preise

KONFEKTION M ODERN A.G.
ZÜRICH 1. LIMMATQUAI 34. RUDOLF-MOSSE-HAUS



Brillen-Optik

erstklassig

Optiker Berling

Limmatquai 82

Der vornehme Anzug

aus dem feinen Maßatelier für elegante Herren-Garderobe

Fratelli Ghisleni

Bahnhofstraße 61

ZÜRICH

Tel. S. 59.51

Im richtigen Momente

leistungsfähig sein, ist wichtig. Nehmen Sie 2—3 Tabletten Kola-Malton — und die damit gewonnene Selbstsicherheit wird Sie erfolgreich über die kritischen Momente der Ermüdung hinweg führen. Aber Kola-Malton muß es sein.

Die Dose mit 40 Tabletten Fr. 2.25 in Apotheken and Drogerien.

KOLA-MALTON

Vorbeugen ist besser als heilen!

DR. BRUNNERS

S P E R M O L (ein chemisches Anticoncipiens)

PROPHYLAX (Schutz gegen Geschlechtskrankheiten)

haben sich seit über 20 Jahren als das zuverlässigste erwiesen; einfach und decent in der Anwendung.

Paradiesvogel-Apotheke

ZÜRICH 1 DR. OTTO BRUNNER LIMMATQUAI 56

(Verlangen Sie bitte Gratisprospekt)

Feine
Herren-
Schuhe

Qualitäts-Schuhhaus

Neueste Damenschuhe

Spatz

Reparaturen Hauptgeschäft Limmatquai 48
und Zweierplatz

Seilerei Denzler

ZÜRICH

TORGASSE 4

TELEPHON HOTTINGEN 3828

SEILERWAREN

FÜR ALLE ZWECKE

BINDFADEN
BERGSEILE
AUTOSEILE
HÄNGEMATTEN
BBMBUSROHRE
STRICKLEITERN
SCHIFFSBESCHLÄGE

LÖWENPLATZ 43

TELEPHON SELNAU 3216

FISCHEREI-GERÄTE

IN GROSSER AUSWAHL

RUCKSÄCKE
WINDJACKEN
WADENBINDEN
REISEKOCHER
SEILERWAREN
ALUMIN.-ARTIKEL
ISOLIERFLASCHEN